Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 35

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643964

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 35 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 28. August 1937

Verschiedene Wege

Von J. G. Fischer

Vorm Walde steht ein Kreuz bestaubt,
Wird täglich trüber, trüber,
Dort neigt der eine fromm sein Haupt,
Der andre geht vorüber.

„Du bist mein Gott und einzig Heil",
Beseligt spricht der Fromme;
„Die Welt ist Gott, und ich der Teil,
Durch den ich zu ihm komme."

So spricht der andre. Laß sie nur,
Wie jeder kann, ihn fassen;
Wer ihn gesucht auf keiner Spur,
Der ist allein verlassen.

Und endlich treffen Flut und Flut
Im Strome doch zusammen,
Wie Feuersglut und Feuersglut
Von einer Sonne stammen.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 6

Nicht lange, so hörte Landsiedel seine tiefen, schnarchenden Atemzüge; ihn selber legten Schmerz und Ueberanstrengung schlaflos; im Kopf spürte er ein dumpfes Weh; die Wunden brannten ihn, und wenn er trotz seiner Qualen am Hinüberschlummern war, so überkam's ihn, er stürze plötzlich wieder, Steine und Schutt polterten neben ihm, mit ihm in einen endlosen Abgrund. In unbegreiflich kläglichem und schlotterndem Empfinden erwachte er wieder und wollte sich wenden; aber sein zerschlagener Leib gestattete es nicht, vor allem nicht der verrenkte Fuß, der ihm wie ein Bleiklotz am Bein hing. Vor seinen Augen tanzten gelbe, grüne und blaue Lichter. Allmählich aber spürte er die zunehmende Wärme des Heulagers, die sein zugleich durchschwitzter und durchfrorener Körper gierig auffog, und das langgezogene Schnarchen Fenners schläferte ihn nun auch ein.

Im Morgengrauen betrachtete der Ingenieur den friedlich Ruhenden. Feine Schweißtröpfchen standen Landsiedel auf der Stirne, der Nase und den Wangen. Sein Atem ging tief und gleichmäßig. Das war der Schlaf eines Gesunden; der kam schon wieder auf die Füße und fand von selber seinen Weg. Die Hand aber mußte der Ingenieur ihm doch noch drücken, dem jungen, schwäbischen Abenteurer, dessen offenes, freies Gesicht ihm auch jetzt wieder wohlgefiel. „Guten Tag", rief er ihn an. „Darf ich nach Ihrem Fuß sehen!" —

Erschrocken fuhr Heinrich empor; nur langsam kam er zu sich selbst und zum Bewußtsein, wo er war.

„O, so schlecht steht es nicht um den Fuß", versetzte Fenner. „Allerdings ist er ziemlich geschwollen; machen Sie, wenn Sie Ihren Schrecken ausgeschlafen haben, ein paar Stunden kalte Umschläge." Er lief selber aus der Hürde an den See, kam mit nassen Tüchern zurück, verband Heinrich den Fuß straff und wusch ihm die Kopfwunde. „Und nun, Landsiedel, muß ich also wieder an die Sassi Rossi hinauf. Da lege ich Ihnen ein Frühstück bereit, Brot und Käse. Nachher machen Sie sich auf den Weg, selbst wenn es unter einigen Schmerzen geschehen muß. In einer halben Stunde erreichen Sie das Ende des Sees, in der doppelten Zeit auf dem Steilweg neben dem Sturzbach hinab das Dorf Altanca. Da wenden Sie sich mit meiner Karte und einem Gruß an Carlo Grimelli oder, wenn er nicht zu Haus ist, an seine Mutter. Das ist eine verständige Frau und gefällig. Sie wird Ihnen, so gut es geht, die Kleider nähen, die leider noch viel übler zugerichtet sind als Ihr Leib. Von Altanca ist die Gotthardstraße bald erreicht. Nord oder Süd, nach Ihrer Wahl. — Jetzt behüt' Sie Gott, Landsiedel! Es wäre hübsch, wenn wir uns wieder einmal treffen und von dem Erlebnis der letzten Nacht plaudern könnten. Im Rückblick sind Abenteuer ebenso schön, wie aufregend in dem Augenblick, da sie uns widerfahren."

Er ging, sein Instrument am Mund und blies irgend ein Schweizer Morgenlied. Bald verklang es aus Heinrichs Ohren.

Fünftes Kapitel.

Fenner weiß ja nicht, daß ich kein Geld habe! — Mit diesem Gedanken sank Landsiedel ins Heu zurück, noch einmal in einen tiefen, gesunden Schlaf. Dann erst kam er völlig zum Bewußtsein seiner bitterbösen Lage. Als er unter die Türe trat,

strahlte draußen ein wunderschöner Tag. Er wich zurück vor der Fülle des Lichts. Die Sonne lag wie ein Hohn auf seiner Stimmung; trotz dem langen Schlaf fühlte er sich an Leib und Seele zerschlagen; jeder seiner Gedanken war ein Kummer, ebenso sehr wie der schmerzende Leib das durch den Sturz arg mitgenommene Kleid. Der Anzug, der bis dahin sein Wanderstolz gewesen war, starrte von lehmfarbenem Schmutz; schlimmer, durch einen großen Angel schimmerte das Knie; am Rock waren zwei der schönen Tuchknöpfe abgesprengt, und je länger er ihn untersuchte, desto mehr Schäden entdeckte er. Nie konnte er mit dem zerfetzten Anzug wieder unter die Menschen treten, nicht einmal unter schlichte Dorfleute.

Seine dumpfe Ratlosigkeit wuchs.

Er setzte sich auf den ungefügen Dengelstein, der neben der Tür lag, und verzehrte den Imbiß, den ihm der Ingenieur zurückgelassen hatte. Das Brot und der Käse erschienen ihm als Henkersmahlzeit. Wie schmählich war sein Versuch, selbst ein Stück Brot zu verdienen, mißlungen; er war nun wie ein Bettler dran — nein, elender noch. Was nun?

Den wehen Kopf in beide Hände fassend, starrte er in die sonnige Landschaft hinaus.

Eine buntbeblümte, von Steinblöcken durchsäte Frühlingswiese lief an den See hinunter. Das Gewässer lag leicht überblickbar in sanfte Ufer eingegossen; darum her stand ein ovaler Kranz kühner, ebenmäßig aufgebauter Berge; sie schlossen das liebliche Hochgebirgstal ringsum ein und spiegelten sich in wunderbarer Klarheit in den Fluten. Kein Windhauch störte die glatte Fläche des Sees, der in grünem und blauem Pfauenfedernglanze schwamm, ein lichtes Märchenspiel, dessen Zauber selbst seine wunde Seele ergriff.

Die leuchtende Einsamkeit war sich selber genug in ihrem Prangen. Kein Menschenschritt, kein Auge, keine Stimme störte sie; nur die Tierwelt war lebendig. Ueber die lila Fransenglöcklein der Soldanellen schwebten die Frühlingsschmetterlinge, der Zitronenfalter und der Fuchs; vom See her wiegten sich die stahlgrünen Libellen. Aus dem Gefelse schmetterten die Bergammern ihre Liebesstrophen in den reinen, warmdurchsonnten Tag, und aus dem See schnalzte dann und wann weiß aufglänzend ein Fisch empor und klatschte in die Flut zurück.

Ja, was wäre die Welt schön, wenn — ein tiefer Seufzer rang sich aus Heinrichs Brust.

So menschenleer war aber das Hochgebirge nicht, wie er sich gedacht hatte.

Von fern her schlug die Stimme eines Knaben an sein Ohr. Er hob den Kopf und suchte. Aus einem Nebentälchen, das sich im Hintergrund des Sees öffnete, trat ein Grüpplein Menschen und kam auf dem schmalen Weg, das Wasser entlang, näher. Nun sah er sie deutlich. Ein Mann und eine Frau zogen, Stricke über die Schulter und die Brust geschlungen, einen Schlitten durch das Gras; auf dem Fahrzeug lag ein mächtiger, von einem Garn zusammengehaltener Haufen Heu, und darauf saß ein drei- oder vierjähriger, halbbekleideter Junge, der sich an den fliegenden Vögeln und den springenden Fischen erfreute. Der braune Mann mit dem wildwuchernden Bart und das bis auf die Knochen abgerackerte Weib hielten, ohne sich nach dem plaudernden Buben umzusehen, die Köpfe zu Boden gesenkt. Heinrich ließ die Leute still vorüberziehen. Wozu hätte er sie ansprechen sollen?

Das Geschehnis rüttelte ihn aber doch aus dem tatenlosen Traumsinn empor. Als die Gruppe am Ende des Sees aus seinem Blick verschwunden war, tappte er sich, die beschmutzten Schuhe in der Hand, unter Schmerzen durch Gras und Blumen an die Flut hinunter, entdeckte an ihrem Rand eine große, leicht geneigte Steinplatte, setzte sich darauf, ließ die Füße im klaren, eiskalten Wasser baumeln und spürte in dem geschwollenen rechten eine ziemliche Erleichterung. Einmal warf er den Blick gegen die Berge, von denen er gekommen war; unbewußt forschte er, ob er irgend an einer der hohen Felsenkanten die Gestalt des berganſteigenden Ingenieurs Fenner entdecke. Der aber weilte wohl schon längst bei seinem Freund Schwarz und erzählte ihm das Abenteuer der Nacht.

Landsiedel empfand eine warme Dankbarkeit für die Hilfsbereitschaft und Geduld, mit der sich Fenner seiner angenommen hatte. Nein, mehr hätte er gerechterweise von ihm nicht verlangen dürfen; der ihm fremde Ingenieur hatte wie ein barmherziger Samariter an ihm gehandelt. Tiefer und tiefer empfand er seine Verlassenheit. Sein Blick irrte wieder das zerfetzte Kleid hinab. In der Ueberlieferung des Elternhauses hatte es gelegen, daß man in tüchtigem, währschaftem Stoffe ging, und so hatte er es in Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit jugendlang gehalten. Nun aber sah er wirklich aus wie einer, der für den Schub reif ist. Er redete sich ein, daß er mit seinem verrenkten Fuß auch nicht bis nach dem Dorf Altanca hinuntersteigen könnte; aber er spürte wohl, daß es doch eigentlich die Scham über sein Kleid war, was seine Aufbruchspläne lähmte. Des wehen Fußes vergessend, sprang er empor und rief: „Ich werde ein Narr — ein Narr!“ und wollte über sich selber lachen. Das Lachen aber wurde ein Schrei; er war unvorsichtig auf den Boden getreten; nun sah er wieder das Feuer vor den Augen.

Er ließ den Schmerz sich austoben, tappte über den weichen Rasenboden zur Hütte und holte sich seinen Ranzen hinaus an die Sonne. Auch der war halb hin; die starken Lederbänder waren ausgerissen. Auf dem Stein kramte er darin herum, entdeckte, daß der Handspiegel zerbrochen war, und als er sich in den Scherben besah, schüttelte er den Kopf: „Heinrich, Heinrich, was ist aus dir geworden!“ Ein rauher, blonder Stoppelbart war im Sprossen; denn seit Bregenz war kein Messer an seiner Wange gewesen. Und er besaß kein eigenes. Er begann die Schuhe zu reinigen, die in der Sonne getrocknet waren; er spürte, daß die Arbeit eine wohltätige Ablenkung für das in seinem Innern wühlende Elend war, nahm aus dem Ranzen ein kleines Nähzeug hervor, zog sich die Kleider aus und versuchte den Angel am Knie zuzunähen. Dabei schwebte ihm das Bild der Mutter vor, die ihm manchmal mit einem Gewebe von Fäden die zerplatzten Hosen gestopft hatte; aber sein Versuch, es ihr nachzumachen, mißlang; unter seinen ungeschickten Fingern kamen die Ränder des Tuches schrumpfig übereinander zu stehen; Nadel um Nadel zerbrach in dem zähen Stoff, und als die letzte entzwei ging, stach er sich in den Finger und sog das Blut aus der verletzten Beere.

„Was hilft mir nun die Germanistik?“ lachte er spöttisch auf.

Eines aber merkte er: Das kalte Wasser tat seinem Fuß wohl, und da die Sonne wie im Sommer vom blauen Himmel brannte, beschloß er ein Bad im See zu nehmen, der unter dem Stein drei-, viermal Mannslänge in die Tiefe ging, aber bei seiner wunderbaren Klarheit den graugrünen Grund sehen ließ, auf dem Grund die Reste eines erschlagenen Waldes, der einmal dagestanden haben mußte, wo es jetzt keinen Forst mehr gab. Mächtige Bärte von Algen hingen an den kreuz und quer übereinanderlaufenden Stämmen, und die schwärzlichen Bergforellen schwammen zwischen ihnen dahin.

Indem er sich am Rand des Steines festklammerte, ließ er sich mit einem Ruck bis an die Brust in die Tiefe sinken; das Wasser war aber so kalt, daß es ihm jäh den Atem verschlug. Stöhnend juckte er wieder auf den Stein empor und hatte das Gefühl, er sei mit Brennesseln gezüchtigt worden. Indessen erholte er sich auf dem sonnenwarmen Stein rasch vom Schrecken

und dachte: Was würde es helfen, in dieser furchtbar kalten Flut ein Schwimmer zu sein? Selbst der allerbeste wäre darin im Augenblick steif und tot.

Das kam ihm wie eine fesselnde Entdeckung vor. Nun aber schlief er, den Rock als Kopfkissen, in der Sonne so stark und tief ein, daß er die Bauersleute von vorhin nicht bemerkte, die mit dem leeren Schlitten vorüberkamen und mit dem vollen wieder gegen ihr Dorf abzogen. Erst das Fröstеln des Abends weckte ihn. Er hatte sich gesund geschlafen; durch seinen Leib strömte ein Gefühl neuer Kraft. Er freute sich aber daran nicht; das deutete ja nur auf neuen Kampf; er aber wäre in seiner Not am liebsten still vergangen. Er schlüpfte in sein armseliges Kleid und hinkte, den verdorbenen Ranzen unter dem Arm, der Hütte zu. Was blieb ihm übrig, als wieder das Nachtquartier darin zu beziehen? — Er setzte sich auf den Dengelstein an der Tür und sah in die Lichtspiele, welche die bereits untergegangene Sonne an den hohen Gipfeln entzündete; er hielt es aber nicht aus, so überwältigend war die Stille und Einsamkeit in der von blauem Duft erfüllten Gebirgswelt. Ehe sich die Nacht darüber senkte, kroch er ins Heu.

Um Gotteswillen, was sollte aus ihm werden.

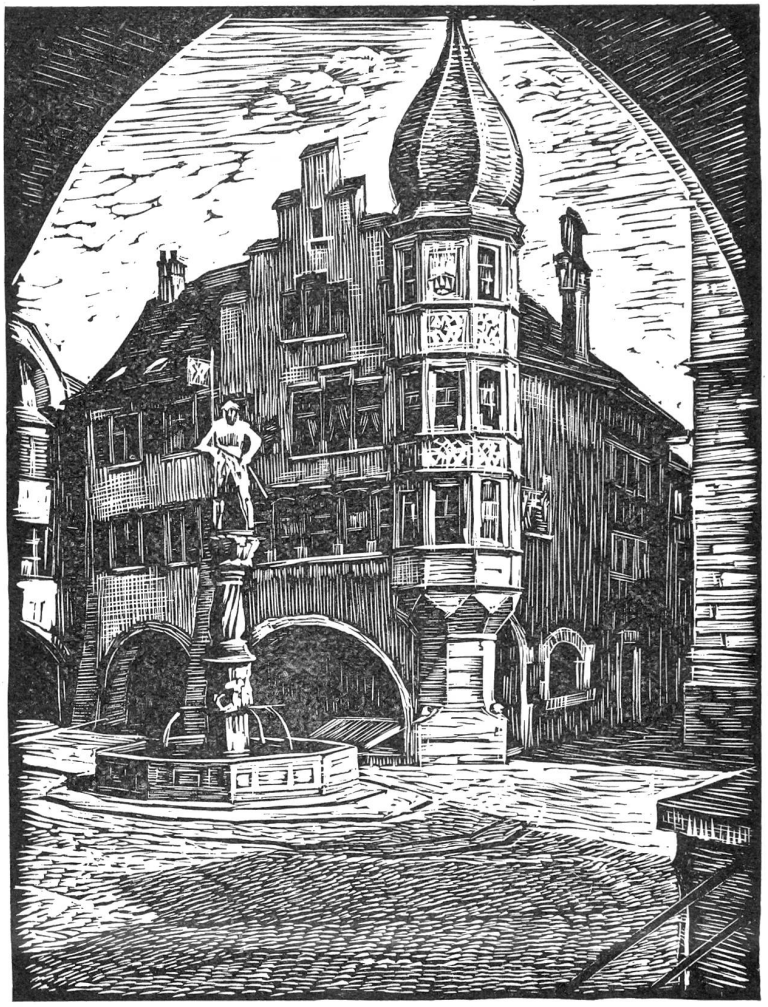
Das Kinn in der hohlen Hand sann er, und da alle äußeren Stimmen um ihn schwiegen, so redeten die inneren und erzählten aus seiner Jugendzeit.

Er sah sich, wie er als zwölfjähriger Junge mit Mutter und Schwester von der väterlichen Mühle ging, alle drei in tiefen Trauerkleidern, die herbe Mutter trockenen Auges, die Schwester mit Tränen, er einen Käfig in der Hand, in dem sein zahmes Eichhörnchen saß, und hinter sich das „Männele", den nicht mehr jungen, rotbraunen Edeldackel, der auf drei Beinen ging, weil er die Hälfte des einen Vorderlaufes in einer Fuchshöhle verloren hatte. Um den Kindern die wünschbare Bildung angedeihen zu lassen, bezog die Mutter eine Mietwohnung in dem alten, hochgiebeligen Städtchen, das an der Mündung der Oberaach in den Neckar, also nicht weit von der alten Heimat gelegen war. Der Ort gefiel ihm nicht sonderlich, obwohl um die alten Türme Tausende von Schwalben herumschwirrten. Wegen seines dreibeinigen Dackels hatte er unter dem Spott seiner Kameraden manches zu leiden, und als er einmal einen der Quälgeister mit den Fäusten verhieb, da kam hinter den Häuserecken hervor der Ruf: „Dein Vater ist ja verlumpt." Obgleich er von Onkel Gebhard besser als jeder Fremde wußte, wie es um den Verstorbenen stand, schnitt ihm der Ruf in die Seele. Weinend vor Zorn lief er zur Mutter, und sie fuhr ihm mit den Händen tröstlich durch die Locken.

„Heinrich, trag du deinen Kopf nur stolz!" — Und so tat er fortan.

Um sich die Achtung der andern Jungen im Städtchen zu erzwingen, wurde er ein Ochser für die Schule und lief Gefahr, ein selbstgerechter Sonderling und Eigenbrödler zu werden. Die Mutter aber mochte das blasse Stubenwesen nicht; verständig trieb sie ihn an seinen freien halben Tagen hinaus in die Natur.

Einmal fand er auch wieder den Weg an die Oberaach zur väterlichen Mühle zurück. Er besah sich die Plätzchen ringsumher, die ihm früher lieb gewesen waren, und setzte sich jenseits des Flusses ein gut Stück oberhalb der Mühle, wo das Wehr die Wasser in den Kanal sammelt, unter die mächtigen Uferweiden.



Biel; der Ring mit dem Zunfthaus A. Bütschi

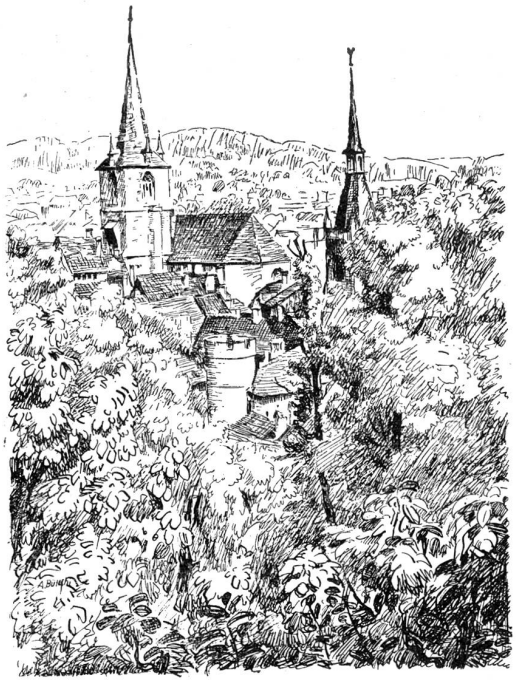
Da drang ein leichter Singsang an sein Ohr. Durch das quellenklare, seichte Wasser, über den kiesigen und felsigen Grund watete Rösle, das schlanke Müllerkind, daher. Das junge Gesie fast bis an die Knie hochgezogen hatte, fallen, daß der Rand sie fast bis an die Knie hochgezogen hatte, fallen, das der Rand das Wasser schier berührte, und sagte: „Ich möchte drüben im Walde Maiglöckchen und Frauenschuh suchen." Unschlüssig blieb sie im Wasser, das ihr die roten Füße überrieselte, stehen und fragte: „Heinrich Landsiedel, wie kommst denn du daher?"

„Weil wir früher hier gewohnt haben!"

„Ach ja, das hätte ich wissen sollen!" Sie kam nun ans Ufer, setzte sich etliche Schritte von ihm, nahm aus der roten Schürze Strümpfe und Schuhe, wandte sich von ihm ab und zog sie wieder an. Dann äugte sie mit lichtbraunen Sternen fragend nach ihm. „Kommst du mit in den Wald?"

„Das kann ich", antwortete er trocken. Das Mädchen gefiel ihm jetzt besser als manchmal, wenn er sie in der Kalesche des Müllers hatte durch das Tor des Städtchens fahren sehen. Sie war rotlippig, und das schon von stattlichen braunen Zöpfen umwundene Gesicht hell wie Sonne. Was störten ihn da ein paar kleine gelbliche Sprenkel auf ihren Wangen; sie bewiesen nur, was für eine feine Haut das Rösle Wenk besaß. Auch merkte er bald, daß sie gern lachte.

„Nimm die Blumen mit in die Stadt; ich habe genug an einer!" sagte sie. Die aber steckte sich die kleine Eva in das feine, schimmernde Haar. Unterdessen läutete aus einem nahen Dorf



Biel; die Stadtkirche und der Rosius A. Bütschi

die Vieruhrglocke. Sie machte ein Bittmäulchen: „Komm mit zum Vesperbrot!“ Er sperrte sich ein wenig, spürte aber einen redlichen Hunger, und sie gingen über den schmalen Steg bei der Mühle, lehnten sich über die Holzstange, die als Geländer lief, und schauten in das ziemlich tiefe, durchsichtige Wasser, und dabei streifte ihn ihr Atem.

„Du bist gewiß ein sehr gescheidter Junge“, lachte das zierliche Wesen; er aber hatte nur Augen für die gelblichen und bräunlichen Forellen, die in den Wassern leicht schwänzelnd stille standen. Alle seine Knabenträume erwachten wieder. Was hatte er an Jugendfreude durch den Verlust der väterlichen Mühle eingebüßt!

„Fischest du gern?“ fragte Rösle.

„Nichts lieber!“ antwortete er begierig.

„Dann komm, so oft du magst, in die Mühle; mein Vater wird dir die Fischerei gerne erlauben; er selber hält nichts darauf.“

Von den Eltern Rösles wurde er gut aufgenommen und freundlich bewirtet; er merkte aber wohl, daß nicht mehr der Geist von früher durch das Haus wehte und die stille Gediegenheit, die seine Eltern überall hatten walten lassen, einer halbstädtisch aufgeputzten Art gewichen war. Herr Wenk, der neue Besitzer, war ein lauter, vielrediger Mensch, und die Mutter Rösles erschien ihm wie eine stattliche Magd, die Kleider über ihrem Stand trug. Was ihm am besten gefiel, von seinen Eltern sprachen die Leute lieb.

„Ich höre von Rösle, daß du gern fischest!“ versetzte der für seine Jahre schon etwas dickbäuchige Müller; „tue es in der Oberaach und im Kanal, so viel du magst — du brauchst mich deswegen nicht mehr zu fragen!“

Rösle gab ihm ein Stück weit das Geleite gegen die Stadt. Es war ein leuchtender Abend; ehe sie die Dämmerung recht spürten, tauchte der Mond voll und rein über dunklem Wald empor. Da sagte sie bedauernd: „Ich muß jetzt zurück!“ und als sie ihm die schmale Hand gab: „Du hast etwas Vornehmes an dir, — meine Mutter sagt's — gelt, du kommst bald wieder zu uns.“ Er versprach es ihr freudig. In seinen Augen war das Rösle schön.

Fortsetzung folgt.

Der Unglücksbauer

Novelle von Ernst Kurt Baer

Der junge Prokurist Rudolf Bollwitz blickte durch das Kontorfenster auf den Hof der Getreide- und Futtermittelhandlung. Zwei kräftige Füchse standen dort vor einem Ackerwagen. Seine Gedanken verbanden damit die Vorstellung an Bauernfrieden und Wohlstand. Eine herbe Sehnsucht nach frischduftenden Aeckern stieg in ihm auf. Er fühlte das Bauernblut in seinen Adern. Der Blick tastete sich an den Wagenrädern entlang und ruhte an der kleinen, vorschriftsmäßigen Holztafel. Ein Schreck durchzuckte ihn. „Rudolf Merting, Birkenhof“, las er. Der Name riß ihn aus dem Gleichmaß der Gedanken, löste einen Schmerz in der Brust. Eine alte Wunde begann zu bluten. Die Seele war erfüllt von Haß. Doch seine wirtschaftliche Stellung zwang ihn seit Jahren, das persönliche Empfinden zurückzustellen. Einmal, das fühlte er deutlich, würde er jede Rücksicht außer Acht lassen. Wann? vielleicht bald. Veronika, die Nichte des Birkenhofers, kannte er sehr gut. Den Großbauer selber hatte er noch nie gesehen. Der Verkehr mit Veronika hatte im Laufe der Zeit freundschaftliche Formen angenommen. Sie regelte die Einkäufe, Rudolf bediente sie. Ihre freundliche Erscheinung machte Eindruck auf ihn. Er mußte oft an sie denken. Unangenehm war ihm nur, daß sie die Nichte des Birkenhofers Merting war. —

* * *

Wie ausgestorben lag der Birkenhof in der Nachmittagssonne. Schlanke Birken, die in doppelter Reihe das Gehöft begrenzten, hatten ihm den Namen gegeben. Der Anblick der stolzen Birken war jedoch so ziemlich alles, was das Herz erquicken konnte. Nicht etwa, daß der Birkenhof ungepflegt und baufällig gewesen wäre, nein, aber der Besitzer vergällte allen, die von ihm abhängig waren, das Leben. Obwohl jedermann wußte, daß der alte Merting reich war, hieß er allgemein: Der Unglücksbauer. Die Schicksalsschläge der letzten drei Jahrzehnte hatten die Achtung vor dem Gelde vollständig in den Hintergrund gerückt. Auf seinem Hofe herrschte eine gedrückte Stimmung. Nie hörte man lautes Lachen. Knechte und Mägde waren froh, wenn sich der Großbauer nicht blicken ließ. „Die Spitzen!“ flüsterten sie, wenn er kam, und: „Gott sei Dank! Die Hacken!“ sagten sie aufatmend, wenn er ging. Trotzdem war er nicht eigentlich ein Tyrann. Sein unheimlicher Ernst ließ alle verstummen. Bis auf den merkwürdigen Groll, den er zeigte, wenn einer lustig war, hatten es die Leute nicht schlecht. Um so mehr blickten alle bis zum Großknecht hinauf etwas neidisch auf die Broni, die sich alles erlaubte und erlauben durfte. Vor drei Jahren hatte der „Alte“ sie als Wirtschafterin in sein Haus genommen. Sie war eine Nichte seiner verstorbenen Frau, also nicht in gerader Linie mit ihm verwandt. Einige Knechte und Mägde folgerten daher, daß sie einmal Birkenhoferin wird. —

Zum erstenmal in seinem Leben betrat Rudolf Bollwitz den Birkenhof. Als er durch das offene Tor schritt, erhoben zwei starke Doggen ihre mächtigen Stimmen, zerrten an den Ketten und fletschten die Zähne. Mit einem flüchtigen Blick streifte er den stattlichen Hof, in dessen Mitte auf einem von der Birkengruppe umgebenen Gerüst die Mittagsglocke hing. Langsam ging er auf das villenartige Wohngebäude zu.

Im Hausflur kam Veronika ihm entgegen. „Ah! Herr Bollwitz!“

„Grüß Gott, Fräulein Veronika! Will zum Birkenhofer!“

„Onkel ist nicht zu Hause, wird aber bald kommen. Eine Weile müssen Sie also mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen!“

Inzwischen hatten sie ein behagliches Zimmer betreten, das in seiner ländlichen, aber soliden Ausführung den Wohlstand des Hauses gediegen zum Ausdruck brachte. Veronika deutete einladend auf einen Stuhl und nahm selbst Platz.

Rudolf setzte sich. „Zwei Vorteile hat Ihre Gesellschaft“, sagte er, „sie ist erstens angenehm, und zweitens komme ich durch Sie meinem Ziel näher. Ihnen danke ich es überhaupt, daß der Birkenhofer Futtermittel in der ‚Gefu‘ kauft. Jetzt will ich von ihm Getreide kaufen.“